

Gott schmecken

Essen und Abendmahl im Film

Inge Kirsner

Dr. Inge Kirsner
geb. 1963, Pfarrerin in
Stuttgart, nach drei Jahren
Juniorprofessur für Praktische
Theologie an der Uni HH
wieder im Schuldienst.

Gierig schaut der Junge seinem Bruder und seinen Eltern beim Essen zu. Er sitzt mit am Tisch und würde nichts lieber tun, als diesen grünen Schleim, der sich Spinat nennt, zu probieren. Er darf aber nicht mitessen. Nachdem er seine Familie so intensiv beim Essen beobachtet, dass diese fast schon keinen Appetit mehr hat, greift er plötzlich zu und schlingt in größter Eile eine große Portion Grünes hinunter. Die Mutter ist entsetzt, zwingt ihn, aufzuhören, auszuspucken. Sterben wird das Kind zwar nicht daran, aber zumindest Schaden nehmen. Maschinenschaden – denn das Kind ist kein Mensch, sondern ein Roboter.

Ein Roboter, der verstanden hat, was für eine intensive, lebenswichtige und gemeinschaftliche Angelegenheit Essen ist, und dessen Außenseitertum sich an genau der Stelle verdichtet, wo er als Maschine von dieser organischen Tätigkeit ausgeschlossen wird. Er braucht das Essen nicht zum Überleben, so wie die Menschen, aber er braucht es zum Weiterleben mit diesen Menschen. Auch dann, wenn der daraus resultierende Defekt sein Tod sein sollte.

In dieser kurzen Passage von »A. I. – Künstliche Intelligenz« (Steven Spielberg, USA 2001, nach einem Drehbuchentwurf von Stanley Kubrick) wird der Zusammenhang zwischen Essen und Tod deutlich. Das, was man tun muss, tötet einen zugleich – eine zwingende Logik, die über die Tatsache, dass Essen Viren, Gift und andere Schadstoffe beinhalten kann, hinausgeht. Der kleine künstliche Junge, der darauf programmiert ist, die Frau, die ihn an Sohnes Statt erworben hat, als Mutter zu lieben, braucht noch mehr als Gegenliebe. Er braucht alle Formen dieser Liebe, die sich auch in der gemeinschaftlichen Verbundenheit beim Essen ausdrückt. Dass er daran nicht teilhaben kann, verdeutlicht nur sein Dilemma, bei aller Sehnsucht nach Zugehörigkeit und Liebe nie wirklich zu »seinem« Menschen gehören zu können. Also will er Mensch werden, leben, essen und sterben wie ein Mensch.

Lebensverdichtung bis zur ekstatischen Steigerung, die schließlich zum Exitus führt, ist das Thema eines völlig anders gearteten Films. Der Zusammenhang von Essen, (körperlicher) Liebe und Tod wird in »Das große Fressen« (Marco Ferreri, Frankreich/Italien 1974) reflektiert. Vier Männer begehen Selbstmord, indem sie sich zu Tode essen. Nur Kannibalismus ist nicht dabei – wie in Peter Greenaways skurrilem »Der Koch, der Dieb, seine Frau und ihr Liebhaber« (Großbritannien/Frankreich 1989). Kannibalismus ist aber oft dabei, wenn von außen über die Bedeutung des christlichen Abendmahls nachgedacht wird, wie in dem ansonsten heiteren, an dieser Stelle aber entgleisenden »Almanya – Willkommen in Deutschland« (Yasemin Samdereli, Deutschland 2010). Der jüngste Spross einer türkischen Migrantenfamilie kann sich das seltsame »Gottessen« der Christen in einer noch seltsameren Verdrehung nur mit einem zombiehaften Wesen erklären, das Lust auf Fleisch hat. In einem Alptraum steigt der Herr sogar vom Kreuz herunter und nagt das Kind an – welches erwacht und feststellen muss, dass der Nager doch nur eine Ratte war.

Genuss und Sünde

Dass sich Jesus selbst zu essen gibt – diese Verbindung zwischen Liebe und Tod wird in dem zu Recht gepriesenen und zwischenzeitlich als der Abendmahlsfilm geltende »Babettes Fest« (Gabriel Axel, Dänemark 1987) deutlich. Jemand gibt sein (eigenes) Leben hin, um den anderen ein neues Leben(sgefühl) zu schenken: So könnte man die Filmhandlung zusammenfassen, in der es darum geht, dass eine Frau, die während des Bürgerkriegs im Frankreich des 19. Jahrhunderts bei zwei Schwestern in einem dänischen Fischerdorf Unterschlupf gefunden hat und wieder zu Geld kommt, dieses nicht nutzt, um nach Hause zurückzukehren, sondern ein riesiges Festessen für das ganze Dorf zu geben.

Babette beschließt, in dieser frommen Dorfgemeinschaft zu bleiben, die ihr ungeahnte Sinnesgenüsse verdankt und somit eine Form der Wiedergeburt. Auch für Babette ist es eine, wenn auch allmähliche. Voraussetzung dieser Wiedergeburten ist das Annehmen des Überflusses, welches immer auch der Charakter der Gnade ist. Babette hat eine Güte erfahren, die größer ist als gesetzlich-pietistische Strenge. Und dass die Frommen über die Stränge schlagen und auf den Geschmack kommen, sprengt deren karges Gottesbild und lässt sie einen Gott schmecken, der sowohl im Essen ist als auch in der Fähigkeit, dieses zu genießen. Dieses Genießen-Können ist eine zivilisatorische Fähigkeit, die mit der Kultivierung der Grundnahrungsmittel einhergeht. Der destruktiven Seite des Essens in seiner Verbindung mit dem Tod steht die konstruktive gegenüber, die Lebensfreude und Lebenslust beinhaltet, in vollem Bewusstsein dessen, dass »immer etwas sterben muss, damit etwas anderes leben kann«. (An dieser Stelle sei einfach vorausgesetzt, dass auch VegetarierInnen nicht völlig »schuldfrei« existieren können, da z. B. nach der Sichtweise der asketischeren Frutarier auch Pflanzen Lebewesen sind, von denen lediglich die natürlichen »Abfallprodukte« gegessen werden dürfen, da alles andere Tötung wäre).

In Stanley Kubricks »2001 – Odyssee im Weltraum« (Großbritannien 1968) erzählt dieser vom »Aufbruch der Menschheit«. Letztere ernährt von Pflanzen, bis einer der »Primaten« den Knochen eines Tapirs als Waffe entdeckt und als Tötungsinstrument einsetzt. Fleischessen gleich Gewalt gleich Sündenfall? Auch wenn man nicht so weit gehen möchte, wird doch die Essens- mit der Schuldfrage verbunden (und wurde z. B. in indianischen Kulturen so gelöst, dass hier ein Teil des Essens/der verwendeten Naturprodukte an die Natur »zurückgegeben« wird).

In der Schöpfungserzählung hängt der Anfang des Falls der Menschheit an einem »Bisschen«. Das Einverleiben der Frucht der Erkenntnis von Gut und Böse durch den alten Menschen wird aufgehoben in der Einverleibung des Abendmahls durch den neuen Menschen. Das Neue wird in Jesus Christus spür- und schmeckbar, in Jesus, der sich selbst zu essen gibt und darin die alten Schuldzusammenhänge zugleich aufdeckt

und aufhebt. Der neue Bund, der Kelch des Heils werden als Brot und Wein zum Zeichen des Einbruchs des Gottesreiches, das sich im gemeinsamen Essen und Trinken verwirklicht.

Feier des Lebens, das schon hier Gott gehört

Ob sie, die im algerischen Maghreb in einem Kloster lebenden neun französischen Mönche, wirklich ihr Leben riskieren und in dem zunehmend unruhiger werdenden Land bleiben sollen? So fragen sich diese in Xavier Beauvois »Von Menschen und Göttern« (Frankreich 2010). Als in der Nähe des Klosters eine Gruppe von Fremdarbeitern von islamistischen Rebellen ermordet wird, müssen die Mönche erkennen, dass der schon lange schwelende Konflikt zwischen algerischen Regierungstruppen und den Rebellen nun immer näher an sie herankommt. Er wird auch vor den Toren ihres Klosters nicht Halt machen, und ihr christlicher Glaube kann sie in große Gefahr bringen. Bleiben oder flüchten? Eine schwierige Entscheidung, denn ihr gemeinsamer Glaube hat sie im Laufe der Jahre zu Freunden, zu einer Familie werden lassen und den Ort zu einer Heimat. Die Mönche diskutieren, zweifeln, hadern – bis schließlich die Entscheidung fällt, zu bleiben. Begründet wird dies mit einer fast fröhlich klingenden Einsicht: Wir können unser Leben nicht geben – es gehört doch schon Gott!

Und gefeiert wird ihre gemeinsame Entscheidung mit einem gemeinsamen letzten Abendmahl: Angesichts des nahenden Todes essen und trinken die Mönche miteinander, ihr Leben kann ihnen niemand nehmen, denn es gehört ihnen nicht. Sie werden da sein, wo sie schon jetzt sind, und im Essen schmecken sie Gott, der größer ist als menschliche Gewalt.